

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltzig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Ein Abend in der Burgmühle, bei welcher Gelegenheit der Leser auch die Bekanntheit des spartanischen Fürbringer macht.

Auch beim Burgmüller wurde der Tisch zu der Abendmahlzeit gedeckt. Es war kaum genug im Hause; aber man bewohnte nur ein paar Zimmer — da ließ es sich bequemer wirtschaften. Die große Wohnstube diente zugleich als Speisegemach. Sie hatte eine gewölbte Decke, und die Wände waren so dick, daß die Fenster in tiefen Nischen lagen. Herrn Gottfrieds Vater hatte das Haus mächtig erbauen lassen. Er war ein Riese gewesen wie die meisten Reschles, und was er tat und anfaßte, das hatte Wichtigkeit. Unter ihm war es noch patriarchalischer hergegangen in der Mühle. Da hatten Herr und Frau und Kinder mit dem Gesinde und den Müllerburschen gemeinsam getaselt. Das ging heute nicht mehr. Die junge Welt wuchs in anderen Anschauungen heran. Alles entwickelt sich; man kann nicht stehen bleiben. Der Otto hatte Neigung für das Studium. Dagegen ließ sich nichts sagen, denn lernen sollte er etwas. Freilich hätte Reschle es lieber gesehen, wenn Otto ein Landwirt geworden wäre, mit Verständnis für die Mahlmüllerei und die Schneidwerke. Aber man muß auch die Neigungen der Kinder berücksichtigen. Und schon als Junge hatte Otto gern den Herrn Doktor gespielt und dem Pulschlage nachgespürt und hatte Annemaries Kanarienvogel behandelt, als er sich ein Weindchen gebrochen, und hatte einmal das Skelett eines Fuchses regelrecht zusammengesüßt, so daß alles stimmte, wie die Natur es wollte. Da hatte Reschle sich denn sagen müssen: besser Gelehrter als Müller, und gab Otto auf die hohe Schule. Man konnte daran denken, daß Grete einmal einen heiraten würde, der fähig wäre, die Mühle zu übernehmen. Dann hätte Otto sein Erbteil bar ausgezahlt werden müssen, und der Name Reschle wäre erloschen hier unten im Rutherford. Das ging dem Burgmüller wohl dann und wann durch den Kopf. Aber Sorgen machte es ihm nicht. Er war kein Grübler, sondern ein Mann der Zweckmäßigkeit.

Es war doch schon so dunkel geworden im Zimmer, daß Frau Tilbe die Hängelampe über dem Tisch angezündet hatte. Währenddessen bedeckte die Magd und stellte das Abendbrot auf. Was es immer gab: Schinken und Wurst und Speck, und daran aß man eine Griessuppe; dazu trank Reschle ein Glas einfaches Bier.

„Wo ist die Grete?“ fragte die Müllerin, klinkte das Fenster auf und rief hinaus: „Alwine, hast du die Grete nicht gesehen?“ Die Tagelöhnerfrau meinte, vorhin da wäre die Grete mit dem Branzehfräulein unter dem großen Apfelbaum gewesen und dann hätten sie einen Laubfrosch gefangen

wollen und wären nach der Schleuse gegangen. Vielleicht wären sie noch an der Schleuse . . . Frau Tilbe schlug das Fenster zu und schloß die Läden. Wie sie die Eisen einhakte, das geschah stark geräuschvoll, und Reschle merkte daran, seine Gattin war äbler Laune. Er saß schweigend am Tisch und hatte das Kreisblatt vor und las von den Wirren in Mittelamerika.

„Es ist eine Zucht,“ sagte Frau Tilbe, „ich kann das Kind nicht mehr bändigen. Nicht, daß sie nicht pariert: sie widersteht sich auch. Es ist ihr nichts recht, und zu allem ist sie zu fein. Ja, wie soll das werden? Wollen wir eine Dame aus ihr machen, so paßt sie nicht mehr in Hof und Mühle — und wie denn nachher? Es hat alles seine zwei Seiten, auch das mit der guten Erziehung. Ich sage nichts, Gottfried, aber ich sage: wir beide kommen von Bauern, du und ich, und bess' sollen wir eingedenk sein. . .“

Reschle legte die Zeitung auf den Tisch. Das und Aehnliches hatte er oft gehört und dabei nie seine Ruhe verloren.

„Von Bauern,“ entgegnete er und nickte, „es ist richtig. Dein Vater war sogar Lehnschulze in Adlig-Guhran und durste noch den weißen Schulzenstab führen, aus Eschenholz und oben mit einem bunten Bande. So etwas gibt es heute gar nicht mehr. Die Schulzen werden gewähnt, aber nicht mehr belehnt, und daß das Schulzenamt durch Generationen in einer Familie bleibt, das ist heuer schon gar unmöglich. Was diese Feinheit betrifft, so passen wir also zueinander, Tilbe; denn in unserer alten Chronik steht —“

„Gottfried, hör auf!“ fiel die Müllerin ärgerlich ein. Sie stand mitten in der Stube und hatte die linke Hand in die Seite gestemmt. „Es ist allweil deine Manier, daß du auf andres kommst, wenn dir das, was ich sage, nicht zu Sinne ist. Aber ich fange doch wieder davon an. Ich sage: was häuerisch ist, soll auch zueinander halten und beieinander bleiben. Ob du mehr gelernt hast und warst in einer städtischen Schule und auch noch in einer landwirtschaftlichen, darauf kommt es nicht an. Ich habe auch nicht immer auf dem Dorfe gelludt. Laß die Zeitung liegen und hör mich zu Ende, Gottfried, du kannst die Zeitung nachher lesen; ich will mich einmal aussprechen. Der fürstliche Umgang von da drüben hat der Grete den Kopf verdreht. . . jawohl, es ist ganz gleich, ob die Leute kein Geld mehr haben: es kommt doch der Hochmut von drüben. Er steckt an, es liegt in der Luft. Es ist der angeborene Hochmut; Den kann ich nicht leiden.“

„Ich auch nicht,“ antwortete der Burgmüller. „Auch bei mir nicht und auch bei dir nicht, Tilbe; bei keinem, und wir haben ihn alle. Du mir nicht so, als hättest nicht auch du deinen Stolz, und daß ich ihn habe, gesieh' ich. Aber man soll ihn nicht allzu laut werden lassen. Das kann man auch denen drüben nicht nachsagen. Sie sind bescheiden in ihrer Fürstlichkeit und müssen es sein. Sie sind viel bescheidener als wir. Der Grete ist der Hochmut nicht angefliegen; der steckt ihr im Blute.“

„So,“ sagte Frau Tilde; „das klingt gut. Ei sieh, von wem hat sie ihn denn? Von mir, nicht wahr?“

„Das hab' ich nicht behauptet. Vielleicht auch von mir. In der Chronik steht —“

„Ach, geh doch mit deiner Chronik! Redst immer von ihr und kannst sie selbst nicht 'mal lesen!“

„In der Chronik steht, es war ein Keschke, der hatte alljährlich zu Johanni einen Sack mit Mehl auf die Hohenburg zu tragen als Pflanzpflicht, und es war bestimmt: auf seinem eigenen Rücken. Das war Sühnung. Er mußte den Sack im Schweiß seines Angeichts auf die Hohenburg tragen und oben im Schloßhose abladen vor dem Grafen, und alle Hofherren sahen zu. Das wurmte meinen Ahn, denn er war schon ein reicher Mann, und der Hochmut packte ihn, und er wollte die Schuldpflicht ablösen. Aber der Graf ging nicht darauf ein; die Burgmüller von damals waren leibeigene Leute und das sollten sie spüren. Es hatte seine Richtigkeit; wir hätten's nicht anders gemacht, wär's umgekehrt gewesen. Man muß reell denken. Aber so dachte dieser alte Keschke nicht. Er soll schon an die Siebzig gewesen sein, hindennoch ein riesenstarker Mann. Und einmal, wieder zu Johanni, hatte er wie alle Jahr den Mehl sack den Burgberg hinar geschleppt, und oben empfang ihn der Graf und sagte im Scherze: „Keschke, du bist grau geworden, aber die Esel sind es auch und bleiben doch fest im Buckel.“ Da wurde der Alte knallrot, so stieg ihm das Blut zu Kopfe, und er rief: „Nüßl, wie der Esel schlägt!“ und packte den schweren Sack und ließ ihn dem Grafen mit voller Wucht auf den Kopf fallen. Der schlug gleich hin und stand nicht mehr auf. Er blieb tot. Den Großahn aber hat man hinterher gerädert. Das war dazumal die Sitte . . .“

Die Müllerin schüttelte sich. „Daß du mir das erzählst,“ sagte sie; „ich hätt' es für mich behalten, und ständ's in der Chronik, ich hätt' sie verbrannt. Wir haben keine, aber gerädert hat man auch keinen von uns. Wir sind immer anständige Leute gewesen und keine Mörder und Totschläger . . .“

Gottfried lachte. „Tilde, man muß an die Zeiten denken, die damals waren! Da sprengten auch die von Abel über die Straßen und lauerten den Krämer auf und überfielen und bestahlen sie und wurden nachher gehenkt. Der Hade von Stolpe hat sogar den Teufel begannert, das war das Schlimmste noch nicht, und im Kloster Zinna räuberten selbst die Aebte, und auf Schloß Beuthen saß ein Brederlow als Duihowscher Hauptmann und sengte und brantete. Das war bloß hier herum, und anderwärts ist es nicht besser gewesen. Es war eine Zeit, da galt der Mensch nicht viel. Aber was ich erzählte, weil's in der Chronik steht, sollte nur zum Beweise sein, daß auch uns der Hochmut im Blute sitzt. Dieser alte Keschke konnte sich nicht duden, wo es gut gewesen wäre, und so kam der Teufel über ihn, und er hat schließlicher Weise daran glauben müssen. Man kann ja auch sagen, es war ein gerechter Stolz, der ihn gepackt hatte. Aber was nützte es? Der Ausgang war fehlerhaft . . .“

Da trat die Magd ein und sagte: „Soll ich denn mir die Suppe bringen, Frau? Sie steht auf dem Herde und brennt an.“

„Stell sie beiseite!“ rief der Burgmüller.

„Da wird sie fleistig,“ antwortete die Magd unwirsch.

„Sie hat recht,“ fiel Frau Tilde ein. „Bringe die Suppe; die Grete soll nachessen. Gottfried, sag ihr Bescheid. Sag ihr einmal ein ernstes Wort. Sie kann nicht pünktlich sein. Mir gehorcht sie nicht mehr.“

Doch grade da kam die Grete. Sie sprang atemlos in die Stube und rief: „Hu, bin ich gelaufen! Mutter, entschuldige, ich weiß, ich komme zu spät, aber denke dir — denke dir, Vater, ein Mann ist mir nachgelaufen und hat mich quer über die Wiese gejagt —“

„Ein Strolch?“ fragte der Vater ernst.

„Es treibt sich wieder viel Gesindel herum,“ sagte die Müllerin; „bei Stelz-Krause haben sie drei Hühner gestohlen.“

„Ich weiß nicht, ob es ein Strolch war,“ entgegnete Grete und setzte sich an den Tisch. „Es war ein Mann mit einer bunten Mütze und mußte noch jung sein, denn er konnte mächtig laufen. Immer hinter mir her, und ist in den Holzhof gebogen.“

„Sind die Hunde draußen, Tilde?“

„Wo sollen sie sonst sein!“ . . . Dann schrie sie auf. Es hatte an das Fenster geklopft.

„Schwerenot!“ rief der Burgmüller und fuhr in die Höhe. Da klopfte es an das andre Fenster.

„Schrei nicht, Tilde!“ — Aber Gottfried schrie das selbst. „Ein Strolch klopft nicht an die Fenster und meldet sich an. Das sind Narrenspossen oder es ist Fährbringer oder ein Betrunkener. Wo ist mein Stock? . . .“

Nun klopfte es zum dritten Male, diesmal an die Türe. Die ging auch gleich auf, und ein junger Mensch trat in die Stube. Der Burgmüller rief nicht mehr: „Schrei nicht, Tilde!“ — es war jetzt ein großer Jubel, und am meisten jubelte Grete, daß ihr Scherz geglückt war.

Otto mußte Umarmungen und Küsse über sich ergehen lassen. Die nahm er in den Kauf. Aber als Mutter nicht enden wollte, rief er: „Fortsetzung nachher, Mutter! Jetzt laß uns zu Tische gehen, ich bringe einen verständigen Jungen heim . . .“ Und die Müllerin befahl der Magd, sie solle in der Küche noch einen Speckertuchen bestellen, und Keschke nahm den Kellerschlüssel und ging stillschweigend hinaus und lehrte sodann mit zwei ansehnlichen Flaschen zurück, die stellte er auf den Tisch und äußerte: „Sie sind bestaubt, Otto; das gehört zu unfrem Beruf. Aber innerlich sitzt ihr Wert, das wirst du merken. Laß ruhig die Suppe stehen, wenn sie dir nicht schmeckt. Mutter nennt sie das Borgericht, und sie legt auch Grund. Aber sie ist doch mehr für den Alltag, und wenn du da bist, ist Festtag für uns . . .“

Diese Ansprache gab auch Grete Gelegenheit, sich von der Suppe zu dispensieren, die der Schrecken ihrer Abendmahlzeit war. Otto bekundete einen gesunden Appetit und mußte dabei allerlei zu berichten. Daß es ihm gut erging, sah man ihm an. Er lernte auch eifrig. Er erzählte viel, von dem die Müllerin wenig verstand. Daß er kein praktischer Arzt werden wollte, begriff sie nicht. Sein Hauptinteresse richtete sich auf die pathologische Anatomie und Physiologie. Das waren böhmische Dörfer für Frau Tilde. Indessen die Fremdwörter imponierten ihr. Ihr Bauernstolz schwand, und der Hochmut kam wieder. Es war doch ein eigenes Gefühl, einen Sohn zu haben, der so mit Fremdwörtern um sich warf, als sei es gar nichts. Alle drei am Tisch hörten aufmerksam zu, da Otto sprach. Und als er von Birchow zu erzählen begann, nieste auch die Mutter. Daß das ein berühmter Mann war, mußte sie . . .

Nun wurde abgedeckt, und Frau Tilde ging hinaus, um das Zimmer Ottos in Ordnung bringen zu lassen. Aber der Wein blieb auf dem Tische. Keschke schloß seinen Sekretär auf und kramte lange in ihm umher. Er fand auch, was er suchte: ein paar feine Havannas, die er für alle Fälle einmal aus der Stadt mitgebracht hatte; er selbst rauchte nur Pfeife. Die Zigarren trugen ein farbiges Bändchen und waren schwarz wie Kohle und lagen, sorgfältig in Papier gewickelt, neben einem großen Heiligtum, dem einzigen Orden des Burgmüllers: der Rettungsmedaille. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Panjekolonne.

Von T. v. B.

(Nachdruck verboten.)

Es hat doch sein Gutes, daß wir unsere Zeit mit noch Rußland genommen haben. Einmal wird es dadurch für uns früher hell als für die Russen, bei denen die Sonne erst gegen acht Uhr aufgeht, und dann kommen diese, wenn man sie zu irgend etwas bestellt, meist nur ein bis zwei statt eigentlich zwei bis drei Stunden zu spät. Dabei steht die Wande nicht etwa spät auf, im Gegenteil, sie rumort fast die ganze Nacht herum, aber dennoch werden sie nie fertig, es sei denn, einer steht hinter ihnen und schreit auf litauisch: „Greita!“ oder polnisch „przedko“, d. h. fir. Hat man genug Mannschaften zum Schreien, also auf sechs bis acht Eingeborene einen, dann bringt man sogar etwas mit ihnen fertig.

Der Fluch jedes mit friedlicher Arbeit hinter der Front Betrauten ist die „Panjekolonne“, d. h. ein Wagenzug aus Eingeborenen im Lande Polen und dort herum. Panjekolonne ist der schlimmste Widerspruch in sich selbst, den einer nur ausdenken kann. Pan ist der Herr, aber die da fahren, sind vielleicht Herren gewesen, jetzt würden wir keine Herrengelüste erlauben, selbst wenn sie an solche dächten, aber sie tun es ebensowenig, wie sie den Ausdruck Kolonne für ihre Wagenreihe rechtfertigen wollen. Das ist keine Kolonne, keine festgefügte Säule, auf der des Heeres Verpflegung ruhen kann, das ist ein wildes Durcheinander von allen möglichen und unmöglichen Gefährten, die keine Ordnung und keine Disziplin begreifen.

Jegendwo im Lande Litauen gibt es Ortschaften, die heißen Ripaize oder Kirdehki oder Meneischany und haben noch von dem, was die Front braucht: Hafer und Kartoffeln, Erbsen und Kohl, Rinder und Schafe. Gewissenhaft ist festgestellt, was beim einzelnen sich findet, wieviel er behalten muß, um weiter leben zu

Wagen mit Frau und Kind und Vieh. Das übrige wird verladen, je zehn Pud, also an die drei Zentner auf einen der kleinen flüchtigen, gebrechlichen Wagen, vor die ein Pony gespannt wird, dem man keine 500 Meter zutraut und der dann unverdrossen fünfzig Kilometer trottet. Heute abend muß alles fertig gepackt sein, morgen früh um vier wird angepannt und fortgefahren. In jedem Dorf bleiben zwei Mann zur Ueberwachung und Loslösung der Wagen zurück. Treffpunkt: die große Straße, auf deutsch: der Matschluß zwischen den bedeutenderen Dreckschern. Wer zuerst kommt, wartet auf die anderen. Klarer kann kein Befehl sein, nichts leichter als die Ausführung . . . in Deutschland. Anders hier im ehemaligen heiligen Rußland. In jedem Dorfe sind nur fünfzehn Bauern und jeder hat begriffen, um was es sich handelt. Seit Wagen ist ja beladen, sein Pferd steht daneben angebunden und frist noch einmal eine tüchtige Portion Heu, aber er kommt nicht. Er schläft nicht mehr, sein Bett ist leer, er läuft nur planlos wie ein vom Antolicht geblendetes Huhn in der Nacht herum, sucht irgend einen Stiel, einen Rabnagel, eine Handvoll gekochter Bohnen als Wegzeigung und ist nicht zu finden. Hat man den zweiten, ist der erste wieder fort, und erwischt ich den dritten, kriegt der zweite das Vausen. Aber schließlich sind sie doch alle da, nur daß drei kostbare Stunden verstrichen sind, die uns schon weit vorangebracht hätten. Und die anderen warten und fluchen. Sie täten es wenigstens, wären sie da. Aber in allen Dörfern sind die Bauern gleich, und als ich mit meiner Schar nach dreistündiger Verpöpfung erscheine, sind die anderen noch unsichtbar. Ein Meldebote endlich bringt die Nachricht, daß sie sich heranzubewegen. Als sie in Sicht sind, lasse ich anfahren, und nun ergreift sich der Strom der Wagen in den uns Laufes gebrachten Fluß. Fast einen halben Kilometer ist die Kolonne lang, und jedes Stocken vorn bringt die hinten zum Stehen, jeder Halt in der Mitte zertut die Kolonne auseinander. Nur unentwegtes Geschrei hält sie zusammen. Jeder Gaul verlangt Aufbruch. Mit Hu und Otter und Keschka werden sie angetrieben und durch Rütteln mit den Sägeln, durch klatschende Hiebe vorgehert.

Aber es ist kein schnell fließendes Gewässer, solche Banje-Kolonne. Im Durchschnitt macht sie ihre vier Kilometer in der Stunde, und wenn sie das an einem Tage sechs Stunden lang leistet, kann man sich freuen. Jede Pflanze am Wege wird benutzt, um zu trinken, jede Steigung dient als Vorwand für einen langen Halt. Es vergeht keine Stunde, wo nicht ungeladen, die Last anders verteilt werden muß. Da ist keiner, der nicht überzeugt wäre, daß sein Pferd die größte Last hätte, keiner, der nicht behauptete, sein Pony würde schlapp.

Neben diesen inneren Kämpfen hat die Kolonne noch äußere zu bestehen. Zwar bewegt sie sich in einem Lande frei vom bösen Russenfeind, aber auf einer Straße, wo deutsche Soldaten marschieren, die es immer noch nicht, und mit Recht nicht einsehen wollen, warum ein russischer Bauer fahren und sie laufen sollen. Jeder Banje, der sich allein in den Heerstrom wagt, geht darin unter, ihm wird der Wagen und das Pferd fortquartiert, ehe er sich versteht. „Allein“ heißt ohne militärische Begleitung. Ist nun diese zufällig am andern Ende der langgezerrten Reihe beschäftigt, dann kann es leicht vorkommen, daß vorn die ersten Wagen ausgespannt werden. Ein Petergeschrei erhebt sich, denn verstehen können sich Deutsche und Banjes nur schwer, und es bedarf des sehr energischen Dazwischentreitens des Begleiters, um die Wagen wieder frei zu bekommen.

Dann kommt die Nacht über'n Wald gekrochen, die frühe russische Herbstnacht, ohne Mondenschein, die dunkel ist wie ein Grabgewölbe. Ehe das Tageslicht ganz auslöscht, müssen wir im Quartier sein. Das Dorf natürlich, das ich erreichen wollte, liegt noch weit, so weit wie wir zu spät abgerückt. Darum wird ins nächste abgewandert, das dort am Hange heißt. Die Scheunen werden belegt. Es gibt ein wenig Hammergeschrei, denn sie wollen ja gerade drin dreschen, aber das hilft nichts. Woina, Pan! Es ist Krieg! Die Wagen werden dicht nebeneinandergeschoben, die Pferde abgespannt und dahinter gebunden, aus einem Reiz das Heu herausgeschält, und in den Häusern drängen sich die Männer. Sie sitzen jetzt ermattet an den Wänden entlang, und von dem Kiehsplan spielt rotes Licht auf ihre struppigen Härte, ihre schlaffen Haare, die abgeriebenen Leder der Schapelze, die sie nicht ablegen, obwohl das Feuer im Herde knarrt und wärmt. In einem großen Eisentopf dämpfen sich Kartoffeln, und die Männer warten still auf ihre Mahlzeit. Sie haben Achtung vor dem deutschen Soldaten, sie sprechen nur im Flüsterton in seiner Gegenwart, aber es ist nicht Furcht, es ist eine gewisse natürliche Weisheit oder jene Anerkennung des Dieners für den Herren. Das sieht in ihnen, und darum kann man gut zu ihnen sein und freundlich, sie werden nie die Grenze vergessen.

Jetzt waagt sich der eine heran. Prosche Pan, bitte schön, und er gräbt aus seinen Kleidern ein Tuch, aus dessen Knoten ein Stiel Papier und aus dem Papier einen Fegen. Es ist die „Kartätscha“, kein Mordgeschloß, wie der Name vermuten läßt, sondern ein Rästchen, ein Zettel, der Gutschein, der letzte Rest gebliebenen Habes und sein einziger Beweis. Man sieht es ihm an, er ist schon hundertmal herausgeholt, gezeigt, von schnuppigen Fingern entfalteter, von noch schmutzigeren wieder zusammengelegt worden. Denn jeder deutsche Soldat wird gefragt, ob die „Kartätscha“, „dobische“, gültig sei. Und wenn man ihm hundertmal versichert hat, es stände ein Urwort drauf und sie sei wertlos, immer noch hofft der Bauer, daß

der Hunderteinste Prüfer ihm einen Hoffnungsstrahl ins Herz sendet und aus den geheimnisvollen Schriftzeichen da etwas herausfinden könnte, das ihm dermaleinst zum Ersatz des abgenommenen Gutes verhilft. Man, ich bin nicht grausam, und deshalb verliere ich dem Bauern, daß sein Gutschein vollwertig sei. Besteht doch kein Zweifel, daß wir hier wie andernwärts jeden nachweisbar berechtigten Anspruch befriedigen werden, auch wenn der Requisitionschein den Anordnungen nicht genügt, ja überhaupt fehlt.

Sie sind wie die Kinder, diese Bauern. Für ein freundliches Wort kann man alles bei ihnen haben, sie haben ein stark ausgeprägtes Gefühl für Gerechtigkeit, und manchen Streit, den mir ein Pfarrer, ein Bürgermeister vortrug, habe ich durch eine von jeder Geleggebung losgelöste, aber dem gefunden Menschenverstand begreifliche Entscheidung zu beiderseitiger Zufriedenheit schlichten können.

Dann muß man aber auf der anderen Seite auch einmal streng sein, nach unseren Begriffen zu streng. Diese Langsamkeit im Ausführen eines Befehls, wie sie die Bauern zeigen, kann den ruhigen Menschen zur Verzweiflung treiben. Sie gehen, die Hände in die gegenüberliegenden Ärmel ihrer Pelze gekleidet, mit unaussprechlicher Langsamkeit dahin, wohin man sie schickt. Leicht läuft einem da die Galle über, und als es mir neulich zu toll wurde, habe ich einen alten Kerl regelrecht verhauen. Zwar hatte ich nachher Gewissensbisse, aber wie ich ihn dann in der Kolonne hatte und an ihm vorbeiritt, nicht er mir so strahlend zu, daß ich mich beruhigte. Er hatte begriffen, daß es nicht anders ging und war mir dankbar für diesen Ausdruck freundschaftlicher Buneigung.

Die ersten Male glaubte ich, meine Kolonne müsse des Nachts bewacht werden, damit kein Bauer ausreife, keiner sich an dem leibhaftigen Gute vergreife. Aber bald lernte ich um. Die Ehrlichkeit in diesem Lande ist bewundernswert. Man kann sich unbedingt auf die Bevölkerung verlassen. Wie man unbewaffnet allein in jedem Bauernhause die Nacht verbringen darf, ebenso wird nie etwas von einem Wagen fortkommen, solange sich nicht andere als die litauischen Elemente in der Nähe aufhalten.

Am Morgen kostet es zunächst wieder einige Lungenkraft, die Gesellschaft in Gang zu bringen. Sie hatten die halbe Nacht damit verbracht, sich über einem offenen Feuer ein ganzes Schwein zu rösten, und standen nun noch schlappernd an der Glut, um sich zu wärmen. Schließlich gelang aber der Abmarsch, nachdem ein Duzend versucht hatten, die Erlaubnis zur Rückkehr zu bekommen. Die eine Hälfte erinnerte sich plötzlich irgend welcher kranken Familienmitglieder, die anderen machten ihre Pferde schlecht, die nicht mehr laufen konnten, und nur ein alter Jude, der auch zum Frontdienst gepreßt war, bewies die Klugheit seines Volkes, indem er mir fünfzig Pfennige versprach, falls ich ihn laufen ließe. Aber selbst dies fürsichtige Angebot konnte mich nicht rühren, ebensowenig wie das Mägenheul seiner Frau am vorigen Tage, als sie das Reiseziel erfuhr. Sonst war ihr der Mann wahrscheinlich nicht jung genug, heute lag sie ihm ein paar Jahrzehnte hinzu, um ihn frei zu bekommen. Ich erklärte ihr jedoch, er müsse mit, auch wenn er hundert Jahre zähle und ich ihn bis Petersburg fahren lassen wollte. Aus diesem Ausspruch entstand in der Gegend bald das Gerücht, wir würden in den nächsten Tagen auf Petersburg marschieren . . . das Wort lief neben uns her, es lief uns voraus, und wo ich hinkam, wurde diese Neuigkeit mir unter dem tiefsten Siegel der Verschwiegenheit erzählt. Ein Beweis dafür, wie Meldungen aus dem Volke zu bewerten sind, aber auch, wie vorsichtig man mit der harmlosesten Aeußerung sein muß.

Doppelt vorsichtig, weil in einem Lande, wo erst jeder zehnte Mensch lesen kann, die mündliche Ueberlieferung etne, ja die Hauptrolle spielt. Seit Monaten ist die Bevölkerung von jeder gedruckten und geschriebenen Nachricht abgeschnitten, so daß selbst die „Schriftgelehrten“ ihnen Neuigkeiten nicht übermitteln können. Dennoch läuft jede wirkliche und nebenbei hundert falsche Nachrichten mit einer geradezu ungläublichen Geschwindigkeit durch das Land, bringt in die entferntesten Dörfer, in die kleinsten Katen, weit ab vom Wege, im tiefen Walde versteckt. Aus einem Wort wird ein Satz, aus einem Satz ein Roman, aus einem Gesagenen tausend, aus einer eroberten Stellung eine Festung. Riga und Dünaburg sind hier in den letzten Wochen mindestens fünfmal in unsere Hände gefallen, ebenso oft sollen uns die Russen zurückgeworfen und Dörfern wiedergewonnen haben, die noch heute 150 Kilometer hinter der Front liegen. Ich kenne nur einen Vergleich für dies eilige Laufen des Gerüchtes (da ja nun einmal verglichen werden muß!), aber er trifft wenigstens zu. Welt hinten in der Bretagne, einem Lande, wo auch in Friedenszeiten selten ein Deutscher hinkam, und in Jahrzehnten nun nicht mehr kommen wird, ragt ein Fels aus dem Meere, der Berg des Heiligen Michael. Um ihn spült zweimal täglich die Flut, und zweimal liegt er in trockenem Sande. So weit das Auge reicht, ist dann kein Wasser zu sehen, bis sich die Gezeiten wenden und die Welle heranschleicht. Dann steht du nichtsahnend auf feinem Boden, und auf einmal quillt es neben dir auf, beginnt zu rieseln und zu laufen, wie tausend kleine hurtige Schlangen kommt das Meerwasser gelaufen und überzieht das Boden mit seiner Salzflut. Da heißt es, sich spulen, denn es kommt mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes, es ist überall zugleich, hinter dir, neben dir, da, schon vor dir, ein Graben hat sich gefüllt, und

du mußt springen. Mancher ist da schon elend umgekommen. Gerade so überschwemmen die Gerächte das russische Cawpenland. Seit einiger Zeit gibt es hier ja wieder polnische und berräusche Blätter unter deutscher Leitung, so daß sich Wahrheit und Lüge für die Bevölkerung nachprüfen läßt. Aber auch diese Zeitungen werden nicht so schnell befördert, als ihr Inhalt voraussetzt.

Am zweiten Tag kommt die Panjefolonne an ihr Ziel. Dann nimmt irgend ein Stapelplatz die Borräte auf, und wir reiten zurück zu neuen Sammelzügen.

So geht es hin und her in rastloser Kleinarbeit, die zwar ungefährlich, aber mindestens so nötig ist wie der Kampf mit der Waffe. Bis auf einmal der Pfiff einer deutschen Lokomotive die Stille der Wälder zerreiht. Nun wissen wir: unsere Arbeit ist getan, was wir mühselig in Wochen heranschieben, das bringt jetzt das Staffros in ebensoviel Stunden. Die Straßen werden leer, sie ziehen sich wieder zurecht unter Regen, Schnee und Frost, und bald ist die Panjefolonne hier ein Ding der Vergangenheit, fast ein sagenhaftes Gebilde.

Vermischtes.

* Der „Kraftfuß“. Halb Kraitwagen, halb Rollschuh: so kennzeichnet Dr. A. Bradenwig in einer Mitteilung im neuesten Heft der reichhaltigen, bei Gustav Braumbeck in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Motor“ das Zwergauto, dessen Erfindung aus Amerika berichtet wird. Es ist eine Art Siebenmeilenstiefel, der seinen älteren und größeren Brüdern kaum ernstlich Wettbewerb machen dürfte, vielmehr ihnen im Falle eines Schadens aus der Verlegenheit helfen könnte, und sonst, von sportlichen Verwendungen abgesehen, wohl nur die Tätigkeiten eines Motorrades übernehmen wird. Es ist aber dieser Zwerg unter den Kraftfahrzeugen durchaus ernst zu nehmen. Seiner äußeren Gestalt nach zeigt der „Kraftfuß“ zwei niedrige Räder, die durch eine Plattform verbunden sind, auf der der Fahrer steht, die jedoch auch mit einem kleinen Sitz versehen werden kann. Diese Plattform liegt nur 10 Ztm. über dem Boden. Außerdem zeigt das Gefährten noch eine Steuerfäule — das ist alles. Dabei ist dieses Zwergauto sehr kräftig und zweckmäßig gebaut. Sein Hyperdiger Motor ist in das Vorderrad eingebaut und daher gänzlich unauffällig, alle arbeitenden Teile sind staubfester verpackt; das Fahrzeug besitzt keinerlei Teile, die verbogen oder verdorben werden könnten, und auch keine Fußhebel oder sonstige vorstehende Teile. Durch Betätigung der Steuerfäule wird die ganze Steuerung in einfachster Weise bewirkt; die Steuerfäule ist hohl, kann als Hilfs-Benzinbehälter dienen und wird, wenn das kleine Gefährt außer Gebrauch ist, umgelegt und in wagerechter Lage festgemacht, wodurch der Benzinbehälter selbsttätig verriegelt wird. Der „Kraftfuß“, den der amerikanische Erfinder „Autoped“ nennt, wiegt im ganzen 25 Kg. und ist daher leicht zu tragen. Sein Motor gibt ihm eine Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 30 Km. in der Stunde und hilft ihm auch auf schlechten Straßen und starken Steigungen vorwärts. Wichtig ist auch, daß sich die Gummireifen leicht abnehmen und schnell auswechseln lassen. Der Erfinder dieses kleinsten Kraitwagens, Herr J. D. Merkle zu Middletown im Staate Ohio, denkt sich seine Verwendung etwa folgendermaßen: Zunächst könnte er für Postbestellungen auf dem Lande, sowie für Eilbestellungen und Botengänge benutzt werden. Ferner wäre er als Lieferungswagen für die Verrichtung kleiner Pakete geeignet. Den Großstädter könnte er schnell aus dem Vororte nach der Stadt und den Arbeiter von seiner Wohnung nach der Fabrik bringen. Auch Handlungsreisende würden in dem Kraftfuß ein bequemes Beförderungsmittel finden und, wie schon angedeutet, könnte er schließlich auch als Nothelfer auf Kraitwagen Verwendung finden. So scheint die junge, aber schon so gewaltig ausgedehnte Kraitwagenindustrie in dieser neuesten Erfindung eine Bereicherung von wirklichem Werte begrüßen zu können.

* „Times“-Anzeigen. Ein Herr, dessen Geschäft in Folge des Krieges geschlossen werden mußte, möchte gerne Erwerb finden, indem er sein Automobil vermietet und dabei selbst als bezahlter Fahrer tätig ist. — Junger Offizier wünscht gemüthvollen Briefwechsel mit einer Dame. — Helfen Sie Großbritannien, den Krieg gewinnen! Nichts ist wichtiger als möglichst rasche und umfangreiche Munitionserzeugung. Die unterzeichnete Firma sucht noch ein Kapital von 500 Pfund zur Herstellung von Munition. Wenn Sie sich beteiligen, machen Sie ein gutes Geschäft und helfen der Nation! — Die unterzeichnete Dame ist bereit, einem Offizier der Landarmee oder der Marine durch herzlichen Briefwechsel angenehme Zerstreuung zu verschaffen. — Lungentrucker australischer Soldat sehnt sich nach dem Klima seiner Heimat. Welcher gutherzige Patriot will die Kosten der Ueberfahrt bezahlen? — Soldat wünscht eine kleine Anleihe, um seine dringendsten Schulden zu ordnen, bevor er an die Front geht.

Büchertisch.

** Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Fritz Burger, München. Mit

etwa 5000 Abbildungen. In Lieferungen im Abonnement à Mk. 1.50 (Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg). Lieferung 21. Graf Bisthum, Die Malerei und Plastik des Mittelalters. Heft 2. Das Buch ist den Fachgenossen und den Laien gewidmet zur Erweiterung des Gesichtskreises und zur Schärfung des ästhetischen Urteils. Diesen Zweck erreicht das Handbuch eben durch die klare, neuartige Gliederung des Anschauungsmaterials und die Konsequenz seiner zielbewußten Ausführungen, ohne deswegen in einem lehrhaften Ton zu verfallen. Wenn Graf Bisthum in dem eben erschienenen 2. Heft seiner Abhandlung über die Malerei und Plastik des Mittelalters von der italienischen Malerei spricht, so hebt seine Arbeitskraft zwar hier im Detail, doch fehlen niemals die Bezüge und Hinweise auf das große Ganze. Das angegebene Quellenmaterial erleichtert ein tieferes Eindringen in die kunstgeschichtliche Materie. Das Handbuch ist eine ideale Unternehmung, deren Qualitäten unmöglich übersehen werden können.

— Der Türmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. 50 Btg., Einzelheft 80 B. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Meißner). — Aus dem Inhalt des ersten Märzheftes: Friedensbewegung. Von Hans v. Wolzogen. — Mutter. Skizze von Olga Böhlmann. — Nationales Verantwortlichkeitsgefühl. Eine Verteidigung der deutschen Frauen. Von Lena Voh. — Eine ungehaltene Schützenkapitänpredigt. Von Leonhard Schridel. — Kriegsvucher. Von Kurd von Stranz. — Englands Trümple in Amerika. — Volkstümliche Umgestaltungen in der Rechtspflege. Von Prof. Dr. Ed. Heng. — Wie es in Rußland aussieht. — Die wirtschaftliche und soziale Lage unseres Beamtenstandes. Von Dr. jur. et phil. Bovenstein. — Ein deutscher Nothelfer unserer Zeit. Von St. — Die entgötterte Welt. (Berliner Theater-Rundschau) Von Hermann Kienzl. — Gustav Falke. Von Karl Stord. — Türmers Tagebuch; Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeitragen. — Notenbeilage.

— Verkehrsarte von Deutschland und seinen Grenzgebieten. Im Maßstab 1:1500000 gezeichnet von P. Krauß. Zweite, erweiterte Ausgabe mit einer Sonderkarte des Rheinisch-Westfälischen Industriegebietes. Auf Achtelgröße gefaßt in Umschlag 1 Mk. 20 Btg. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Die zweite Ausgabe der beliebten und stark verbreiteten, von P. Krauß gezeichneten Verkehrsarte hat eine gerade für unsere Zeit sehr willkommene Vergrößerung des Kartenbildes erfahren. Reichte die erste Ausgabe im Westen bis zu einer Nord-Süd-Linie, die sich durch die Städte Gent und Reims bestimmen läßt, so ist sie bei der neuen bis nach Boulogne und Paris hinausgerückt worden. Viel größer ist die Erweiterung des Kartenbildes nach Osten, das jetzt mit einer Linie abschneidet, in die Orte wie Minsk und Rowno und die besarabische und rumänische Grenze fallen. Bis auf das Rheinisch-Westfälische Industriegebiet sind alle früher ausgenommenen Sonderarten fortgelassen worden, so daß nunmehr von den Grenzgebieten Polen, ein Stück des mittleren Rußlands und das nördliche Ungarn — etwa bis hinunter nach Klausenburg — einerseits, andererseits Holland, Belgien und Nordostfrankreich mit zur Darstellung kommen konnten. So gewährt diese eine Fläche von 70x103 Ztm. bedeckende Karte zugleich eine klare Uebersicht über den westlichen und östlichen Kriegsschauplatz, bei letzterem bis hinauf nach Schaulen, wobei wir besonders hervorheben, daß alle Kampfplätze sorgfältig eingezeichnet sind.

Gleichklang-Rätsel.

Bin ein gar seltsam Tier,
Habe der Beine vier,
Aber mein Schweif und Haupt
Sind mir geraubt.

Doch schämt der Turner mich,
Kräftig und stark bin ich,
Trage die schwerste Last,
Die du nur hast.

Fässer selbst nehm' ich hin,
Bin ja oft selber drin;
Schau nicht zu tief hinein,
Wirft es bereu'n!

Taumelst die Kreuz und Quer,
Ruffst eine Froschke her,
Fährst du nach Hause dann,
Bin ich voran.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

A D L E R
D R E I
L E K
E I
R